

**Predigt von Bischof Prof. Dr. Martin Hein im Gottesdienst am
03.10.2010 am Point Alpha/Rhön „Zwanzig Jahre deutsche Einheit“ (ge-
meinsam mit Landesbischöfin Ilse Junkermann, Magdeburg)**

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Predigttext: **Römer 15,5-7**

*5 Der Gott aber der Geduld und des Trostes gebe euch, dass ihr einträchtig
gesinnt seid untereinander, Christus Jesus gemäß,*

*6 damit ihr einmütig mit einem Munde Gott lobt, den Vater unseres Herrn
Jesus Christus.*

*7 Darum nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes
Lob.*

I.

Ich habe nicht mehr daran geglaubt, liebe Schwestern und Brüder. Ich habe nicht mehr daran geglaubt, dass ich die deutsche Einheit erleben würde. Als jemand, der ohne besondere familiäre Beziehungen in den östlichen Teil Deutschlands aufgewachsen war, hatte ich mich mit der deutschen Teilung abgefunden. Bis ich Vikar wurde, wohnte ich nie in unmittelbarer Nähe zur DDR. Ich kannte sie nur von den Tagesbesuchen, die man von West-Berlin aus nach „Berlin, Hauptstadt der DDR“ unternehmen konnte. Dort war alles irgendwie anders, und jeder Besuch „drüben“ kam mir vor wie eine mutige Expedition in ein unbekanntes Land: Es roch anders, es fühlte sich anders an, und ich schüttelte den Kopf über Spruchbänder, auf den zu lesen war: „Die Lehre von Karl Marx ist allmächtig, weil sie wahr ist“. So viel religiöse Sprache im staatlich verordneten Atheismus kam mir seltsam vor.

Aber ich wuchs in einer Zeit auf, in der man die DDR allmählich nicht mehr nur als „Phänomen“ betrachtete, wie sich noch Bundeskanzler Kiesinger ausdrücken konnte, sondern wo die normative Kraft des Faktischen galt. Und die besagte: Es gibt zwei souveräne deutsche Staaten. Trotz Schießbefehl, Todes-

streifen, Stacheldraht und Mauer machten wir unseren Frieden mit der DDR. Was sollte man auch sonst tun, wollte man nicht als „Revanchist“ gelten. Die Teilung Deutschlands betrachtete meine Generation als das Ergebnis eines Krieges, der von deutschem Boden ausgegangen war und in dessen Folge sich die Welt in zwei Machtblöcke aufteilte: hier die Vereinigten Staaten, dort die Sowjetunion. Am allernächsten kamen sich diese Großmächte an der innerdeutschen Grenze – besonders hier am Point Alpha. Niemand ahnte, wie viel Vernichtungspotenzial in diesem Bereich auf beiden Seiten des Grenzzauns gelagert war. Sollte es jemals wieder zu einem Krieg kommen, würde er womöglich hier beginnen. Den heißesten Ort im Kalten Krieg hat man darum Point Alpha genannt. Also lieber Wandel durch Annäherung – auch um den Preis, dass damit die deutsche Teilung für alle Zeiten zementiert zu sein schien.

Aber trotz dieser scheinbaren Anpassung an die Verhältnisse, wie sie nun einmal waren, gab es Verbindungen: Die lagen nicht nur in der gemeinsamen deutschen Geschichte. Nein, sie bestanden vor allem in lebendigen Beziehungen. Seit ich als Vikar mit meiner Familie in Nordhessen lebte, bekam ich sehr viel unmittelbarer als zuvor mit, wie tief die Wunden waren, die die Grenze zwischen Hessen und Thüringen geschnitten hatte, und wie intensiv die Kirchengemeinden in Kurhessen-Waldeck die Kontakte in die Kirchenprovinz Sachsen und ins Dekanat Schmalkalden pflegten. Wir gehören zusammen, trotz der Zwei-Staaten-Theorie: Das war das allgemeine Empfinden bei den Begegnungen, die meistens im Osten stattfinden mussten, oder bei den wenigen Besuchen von ostdeutschen Gemeindegliedern bei uns im Westen. Die Kirchen gehörten zu den wenigen Institutionen des öffentlichen Lebens, die über Jahrzehnte hin über die innerdeutsche Grenze hinweg Brücken bauten. Und zunehmend wurde auch mir klar: Diese Trennung ist etwas völlig Unnatürliches. Sie ist menschenverachtend und entwürdigend. Was ist das für ein Staat, der seine Bürgerinnen und Bürger so sehr liebt, dass er sie überhaupt nicht gehen lassen will, sondern umzingelt und einmauert! Ich lernte dafür dankbar zu sein, in einem Staat zu leben, in dem die Menschenrechte nicht bloß auf dem Papier standen.

Der Ruf nach Freiheit, der in den 80er Jahren in der DDR immer lauter wurde und auf den die Staatsorgane in prominenten Fällen mit Ausbürgerung reagier-

ten, war nicht der Ruf nach Einheit. Aber Freiheit, ist sie denn wirklich Freiheit, schließt Einheit nicht aus. Irgendwann musste, was zusammengehört, auch zusammenwachsen. Der Gedanke, die Zweistaatlichkeit unter den Bedingungen der Freiheit beizubehalten, war künstlich. Aber dass der Weg zur deutschen Einheit gewaltlos erreicht werden konnte, ist für mich auch im Abstand von zwei Jahrzehnten immer noch ein großes Wunder! Ich bewundere das Geschick der damaligen politischen Akteure, noch mehr aber bewundere ich das Gottvertrauen, die Beharrlichkeit und Zuversicht, mit der viele Christen in der DDR bei den Friedensgebeten und später bei den Montagsdemonstrationen für die Freiheit eingetreten sind. Sie taten es, indem sie bewusst Nachteile in Kauf nahmen. Wir im Westen hatten leicht reden. Für uns stand mit dem Bekenntnis zu Jesus Christus nichts auf dem Spiel.

Angesichts dessen, was Christen in der DDR durchgemacht haben, müssen wir voller Ehrfurcht Danke sagen: Danke für die Geduld, mit der Repressionen ertragen wurden; Danke für den Mut, trotz kleiner werdender Zahlen beim Evangelium zu bleiben; Danke für die Gebete und angezündeten Lichter, die stärker waren als alle Panzer und Gewehre! In alledem gründet die Einheit unseres Landes. Und darum ist der 3. Oktober auch nach zwanzig Jahren immer wieder ein großer Tag und ein Grund, Gott zu loben!

II.

Am 3. Oktober 1990, als die Einheit Deutschland wider alle Erwartungen Wirklichkeit wurde, fühlten sich manche von denen, die sich für die Freiheit in der DDR eingesetzt hatten, aber auch die alten Kader über den Tisch gezogen. Auf dem Gebiet der ehemaligen DDR trat das Grundgesetz in Kraft. Damit kam es zu einer weitgehenden Anwendung des Rechtes der Bundesrepublik. Die Staatssymbole wie Bundesadler oder Hymne wurden auf ganz Deutschland übertragen. Die Vereinigung erschien wie ein Anschluss.

Für uns im Westen dagegen bedeutete die deutsche Einheit viel weniger Umstellung. Alles schien beim Alten zu bleiben – nur eben jetzt größer. Welche Aufbauleistungen mit der deutschen Einheit verbunden sein würden, ahnten damals wohl nur wenige. Zwanzig Jahre später wird man sagen können: Das Projekt der deutschen Einheit im Rahmen der europäischen Gemeinschaft ist

noch längst nicht abgeschlossen. Und manchmal ist die Trennung immer noch im Kopf gegenwärtig: Es bedrückt mich, wie unbeschwert Vollbeschäftigung und Kinderkrippe als Ausweis des angeblich sozialen Charakters der DDR genannt werden, und es bedrückt mich ebenso, wenn bei uns im Westen darüber gejammert wird, jetzt fließe die ganze Zonenrandförderung, von der man in Nord- und Osthessen lebte, in die neuen Bundesländer. Und wer gegenwärtig die Abschaffung des Solidaritätszuschlags fordert, handelt schlicht fahrlässig! Die deutsche Einheit gibt es nicht zum Nulltarif, und wir tun gut daran, sie uns etwas kosten zu lassen, weil sie es wert ist! Nur so wird es uns gelingen, allmählich vergleichbare Lebensverhältnisse und Ost und West zu schaffen und die weitere Abwanderung von jungen Menschen aus den neuen Bundesländern zu verhindern.

Wir brauchen Geduld – Geduld auch im Umgang miteinander. Wir müssen als Westdeutsche auf die vielschichtigen Erfahrungen der Menschen in Ostdeutschland Rücksicht nehmen. Vierzig Jahre Kommunismus lassen sich weder für Anhänger noch für Gegner des Regimes einfach streichen. Umso bedauerlicher ist, dass viele der lebendigen Kirchengemeindeparterschaften „eingeschlafen“ sind. Gerade jetzt wären sie – unter gänzlich anderen Bedingungen – so wichtig!

Denn wir werden auch weiterhin gemeinsam lernen müssen, uns der Vergangenheit zu stellen und die Einheit mit Leben zu erfüllen. Dabei kann uns unser Glaube helfen. Nicht nur, dass wir in Christus längst vereint sind, sondern weil Gott ein „Gott der Geduld und des Trostes“ ist, schenkt er uns den langen Atem, der nötig ist, um auch unsere Gesellschaft „einträchtig“ und „einmütig“ gestalten zu können und lebenswert zu machen. Da ist noch viel zu tun: angefangen bei der Erziehung unserer Kinder und endend bei der sozialen Verantwortung für die Schwachen, die es in Ost wie West gibt.

Was der Apostel Paulus damals seiner Gemeinde schrieb, gilt für uns in gleicher Weise: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat“ – vorbehaltlos, offen, hilfsbereit, solidarisch, so dass es bald nicht mehr darum geht, ob man „Wessi“ oder „Ossi“ ist, sondern das überhaupt keine Rolle mehr spielt.

